

Mut der Leopardinnen

Neun Jahre bin ich jünger als sie. Das ist bis heute so. Bei unserer ersten Begegnung war sie neunundzwanzig, ich zwanzig. Allerdings insistierte sie darauf, dass ich der Ältere von uns wäre – um drei Jahre. Sie erklärte, dass Leben erst zu spüren, seit sie vor zwölf Jahren der Enge des Alpentals entkommen ist, in dem sie aufgewachsen war. Daher sei sie erst siebzehn, nicht neunundzwanzig, und ich folglich drei Jahre älter als sie.

Das erste Mal begegnete ich ihr an den Briefkästen. Wir sahen uns an, kurz, schweigend. Bald wechselten wir erste Worte und wenig später kurze Sätze. Bei jedem Wiedersehen spürte ich zunehmend Magie, aber auch eine leichte, unerklärliche Beklommenheit. Irgendwann lachten wir zusammen. Wir ließen uns aufeinander ein – sie sich auf mich, ich mich auf sie. Wenn sie aus der Arbeit kam und ich von der Uni, hielten wir uns meist bei ihr im Vorderhaus auf, selten in meiner Mansardenwohnung im Rückgebäude. Wir diskutierten endlos und sahen Filme, am liebsten französische. Sie zeigte mir die Liebe. Es war der Himmel auf Erden, sie war der Himmel auf Erden. Was ich für sie war, wusste ich nicht, habe sie nie gefragt. Zusammen ausgegangen sind wir nicht. Es war eine Liebschaft im Verborgenen. Gegen Ende meines Studiums verschwand sie – war von einem auf den anderen Tag weggezogen. Ohne Ankündigung und ohne Nachricht.

Jahre später traf ich sie wieder. Mit einem Kollegen saß ich beim Mittagessen, als sie, eingehakt bei einem Mann – charismatische Erscheinung, groß, braungebrannt, gut zwanzig Jahre älter als sie – das Lokal betrat. Der Kollege stand auf, begrüßte den Mann, ein Mandant, wie ich annahm, dann sie. Anschließend stellte mein Kollege mich vor.

Sie begrüßte mich herzlich, lächelte ihr so eigenes, glühendes Lachen, erwähnte ihrem Mann und dem Kollegen gegenüber, mich zu kennen – wir seien Nachbarn gewesen. Mehr sagte sie nicht. Beim Klang der Stimme erinnere ich mich an die einstige Beklommenheit, die mich anfänglich jedes Mal überfiel, wenn ich ihr begegnete. Ich betrachtete sie. Die Zeit hatten nicht an ihr gezehrt. Im Gegenteil: Ihre Erscheinung, ihre Bewegungen waren souverän. Der sinnliche Schmelz ihrer frühen Jahre hatte sich mit dem sprühenden, dem strahlenden Charme einer souveränen Frau vereinigt. Ich hatte vergessen, hatte es vielleicht immer nur geahnt, wie unwiderstehlich sie aussieht. Das machte sie noch anziehender.

Auf dem Weg zurück ins Büro, erwähnte der Kollege die fünf Kindes des Mannes – aus zwei früheren Ehen und einer Beziehung.

Die Begegnung im Lokal war ein paar Jahre her, als mein Kollege anklopfte, um mir mitzuteilen – da ich ja die Frau seines Mandanten kenne –, dass sein Mandant gestorben sei. Beiläufig erwähnt er Ort und Datum der Trauerfeier. Ich blockte den Tag im Kalender.

Es ist ein grauer Tag, nicht kalt, dennoch friere ich. Die Wolken hängen tief. Der Friedhof liegt am Dorfrand – der See in der Senke bleiern da. Ich stelle mich an das Ende der Reihe derer, die kondolieren wollen. Glockengeläut von Kühen auf einer nahen Weide dringt herüber. Der Sarg steht in der offenen Aussegnungshalle, von zahllosen Kränzen umrahmt. Jedes der fünf Kinder hat einen eigenen Abschiedsgruß aufstellen lassen. Sie sind heillos verstritten, das hatte mein Kollege einst erwähnt. Selbst zum Abschied von der vielleicht einzigen und jetzt letzten Gemeinsamkeit, ihrem Vater, konnten sie sich nicht verständigen und einigen. Ich lese die anderen Trauergrüße auf den Kranzschleifen: Bekannte, Kunden, die Bank, der Fischereiverein, der Musikverein, der Bürgermeister im Namen der Gemeinde.

Sie steht allein auf der Kiesfläche, dem Wind und gelegentlichem Nieselregen ausgesetzt. Keiner steht ihr zur Seite, niemand steht ihr bei.

Ein schwarzer Schleier reicht ihr weit über die Schultern herunter und bedeckt das Haar und ihr Gesicht. Die Reihe der Trauergäste rückt auf – auf sie zu, um zu kondolieren. Sie schüttelt Hände, hört Worte. Vernimmt sie auch deren Trost? Später wird sie alle im Gasthaus im Dorf wiedersehen und bewirten.

Sie erscheint wie in Trance – bis sie meiner gewahr wird. Kaum merkliche, aber ich bemerke es dennoch, nimmt sie Spannung auf. Zwei flüchtige Begegnungen mit ihr fallen mir ein – auf der Straße. Das war einige Zeit nachdem ich ihr und ihrem Mann in dem Mittagslokal begegnet war. Beide Male wechselten wir nur einige Worte – nahmen uns nicht die Zeit, oder hatten nicht den Mut, uns auf ein Gespräch einzulassen. Beide Male, während ich ihr gegenüberstand und sie ansah – eigentlich bewunderte – fragte ich mich, ob sie ihrem Mann von unserer Liaison erzählt hatte. Es wäre mir egal gewesen.

Ich beobachte sie weitere Hände schütteln und frage mich, ob sie auch an jenen besonderen französischen Schwarz-Weiß-Film denkt und ob sie sich daran erinnert, woran wir damals glaubten. Wir waren uns sicher, dass wir uns bei Trauerfeiern immer an die eine Szene in dem Film erinnern würden: Eine Frau betritt einen Landgasthof und nimmt Platz. Sie trägt eine Bluse in Leopardmuster. Ein Mann spricht sie an. Er kennt die Botschaft des Leopardemusters – das Signal mutiger Frauen. Sie möchten angesprochen werden. Die Frau erklärt ihm, von einer Beerdigung zu kommen und danach immer mit einem Mann schlafen zu müssen – um sich zu spüren, um das Leben zu spüren, um das Leben zu feiern.

Erinnert sie sich daran und denkt jetzt an den Film?

Die Reihe der Wartenden wird kürzer.

Schließlich stehe ich vor ihr.

Ich sehe sie an.

In ihrer Trauer sieht sie würdevoll aus – als Frau umwerfend.

Ihre Sinne scheinen hellwach zu sein.

Ich halte ihre Hand.

Sie legt ihre andere um unsere beider Hände.

Ihre Augen leuchten durch den schwarzen Schleier – und jetzt, da ich vor ihr stehe, erkennen ich das Leopardmuster in dem feinen Gewebe.

„Ich rufe dich an“, sind meine einzigen Worte.

„Mach das“, sagt sie.

Sie ahnt wohl, dass ich nicht in den Landgasthof komme.